

**Artikel für CUT und „blickpunkt“**

## **AD HOC-RECHERCHEN UND DAUER-LEICHENGERUCH**

*Zwei Videojournalisten waren im Katastrophengebiet von Südostasien. Ein Bericht von ihrem ungewöhnlichen Einsatz für den Hessischen Rundfunk.*

Von Franco Foraci

**22.02.2005 PHUKET (Thailand)** Darauf hatte uns niemand vorbereitet: ein süßlicher, unerträglicher Leichengeruch. Er wird bei unseren Dreharbeiten zum ständigen Begleiter werden – ganz egal wo wir in Thailand sind und wen wir dort treffen. Wir riechen ihn auch dann, wenn er gar nicht wirklich wabert. Er setzt sich regelrecht fest – in Kleidung und Nase. Eine Woche lang werden wir ihn nicht los.

Ganz ohne Vorrecherchen haben wir uns von Frankfurt am Main auf den Weg gemacht. Der Sender hat sich spät entschieden, Reporter ins Katastrophengebiet zu schicken, um dort Menschen aus Hessen zu begleiten. Drei Tage nach dem Tsunami, am 29. Dezember, fällt die Entscheidung. Und dann muss alles schnell gehen: sieben Impfungen beim Flughafenarzt nachholen; Termine mit Technikern, um zu lernen wie eine portable Satelliteneinheit funktioniert (allerdings nur für eventuelle live-Schalten gedacht); schließlich noch nach Hause fahren und Koffer packen. Uns bleiben nur fünf Stunden Zeit bis zum Abflug nach Phuket. Die Insel war ein Paradies, für tausende Touristen wird sie zwischen den Jahren zur Hölle.

Als mein Kollege Kimmo Wiemann und ich gefragt werden, ob wir diesen Einsatz annehmen, ahnen wir kaum, was da auf uns zukommen könnte. Wir hatten zwar schon Bilder von unglaublichen Verwüstungen aus dem riesigen Tsunami-Gebiet im Indischen Ozean gesehen und traurige Szenen von verzweifelte Menschen. Vor Ort vershlägt es uns später aber fast die Sprache, ob der tatsächlichen Dimension der Katastrophe. Bilder können das Ausmaß der Zerstörung gar nicht wirklich wiedergeben, das wurde uns ad hoc bewusst. Zahlreiche Küstenlinien im Westen der Insel sind vom Wasser ausradiert worden, ganze Fischer-Dörfer einfach weggeschwemmt. Dennoch wir sind da, um eine Sprache

zu finden. Nach den schrecklichsten Bildern zu suchen - in diesen Medienwettbewerb wollen wir gar nicht erst einsteigen. Uns interessieren die Schicksale hinter diesen Bildern. Wir sind da, um vor allem von Menschen zu berichten, die hier helfen oder nach Angehörigen suchen müssen.

Der Auftrag vom HR war klar: „Wir erwarten von Euch jeden Tag einen Bericht, am besten kleine Reportagen für das Abendmagazin Hessenschau und das gesamte hr-Fernsehen!“ Und: Geschichten ohne Hessenbezug können leider nicht gesendet werden. Diese Vorgabe wird zur ersten echten Hürde für die Arbeit vor Ort. Ob jemand aus Hessen kommt oder nicht, wie sieht man das vorher oder wie erfragt man so etwas ohne in einer dramatischen und sensiblen Situation Fettnäpfchen zu betreten? Diese Fragen gingen uns auf dem Flug nach Thailand durch den Kopf.

Die journalistische Latte war sehr hoch gehängt und wir sollten eine Art Experiment werden: Denn wir waren ja als Videojournalisten unterwegs. Selbst drehende und selbst schneidende Journalisten also in einem unbekanntem Territorium mit zunächst unbekanntem Recherche-möglichkeiten. Geschichten suchen, möglichst aus menschlicher Perspektive erzählt, das haben wir uns vorgenommen. Unser Ziel außerdem: nicht die Sensationsbilder zeigen, die man ohnehin 24 Stunden am Tag in anderen Programmen sehen kann. Sondern Wirklichkeiten im Alltag des Desasters abbilden.

Schaffen die das? Im Sender in Frankfurt stehen wir plötzlich unter großer Beobachtung. Zeit, um das als Belastung zu empfinden, haben wir während der Südasien-Reise jedoch nicht. Zum Glück. Viel eher macht uns das feuchtwarme Klima zu schaffen: ob morgens oder abends, fast durchgehend herrschen bis zu 32 Grad Hitze.

Im Hotelfoyer lernen wir schon am ersten Tag zwei Männer aus Hannover kennen. Keine Hessen ... erfahren wir sofort. Was sie berichten, lässt uns schauern. Seit vier Tagen seien sie da, würden alle Buddha-Tempel in Phuket und in Khao Lak aufsuchen. Dort werden die geborgenen Leichen des Tsunami in provisorisch zusammen gezimmerten Särgen aufbewahrt. Es sind Tausende. Die beiden haben ihre Freunde verloren – eine komplette Familie. Den Bemühungen der Behörden vertrauen sie nicht. Sie wollen sie auf eigene Faust finden und identifizieren, schauen deshalb in jeden Sarg. Stundenlang tun sie sich das an.

Ihre Augen rötlich, im Gesicht ausgezehrt: Die beiden wirken erschöpft, aber sie wollen noch ein paar Tage weitermachen. Sie seien es den Angehörigen ihrer Freunde schuldig, sagen sie. „Wie sonst sollen die Verwandten in Deutschland ihre Trauer verarbeiten können? Wenigstens die Leichen nach Hause bringen - das wäre das Schönste, was wir erleben könnten!“ Schön? Merkwürdiges Gefühl, dieses Wort in diesem Zusammenhang zu hören. Aber sie meinen es ernst. „Mit den toten Körpern würde jede quälende Ungewissheit über die Verschwundenen bei der Familie zu Hause aufhören. Die Seele hätte wieder Ruhe!“

Und sie erzählen von einem Krisenzentrum, das in der City hall von Phuket-Town eingerichtet wurde. Wir sollten uns lieber dort und in den Krankenhäusern der Stadt umsehen, geben sie uns mit auf den Weg. „Da lagen bis gestern noch Menschen verletzt in den Fluren, alle Krankenhäuser sind voll. Die Ärzte tun alles, was sie können. Und wir ... wir wurden auch schon von thailändischen Familien an den Tempeln zum Essen eingeladen. Familien, die selbst um tote Angehörige trauerten. Die Gastfreundschaft ist wirklich unbeschreiblich, unfassbar! ...“

Bei der Deutschen Botschaft Phukets allerdings sei es sinnlos anzufragen, dort treffe man auf geballte Inkompetenz und Ahnungslosigkeit. Ein Ehepaar aus Bayern, das auf Kho Raya in Urlaub war und dort gerade dem Tod von der Schippe gesprungen ist, konnte das nur bestätigen. Diesen Zorn über die deutschen Behörden hören wir von während unserer Reise oft von verzweifelten Deutschen auf der Suche nach ihren Vermissten. Wir sind vorgewarnt. Die Botschaft wird also sicher nicht unsere erste Station bei den Recherchen.

Ab jetzt ist das Krisenzentrum mitten in Phuket eine unserer täglichen Informationsbörsen. Dort sammeln sich auch Tage nach der Katastrophe rund um die Uhr sehr viele Menschen aus der ganzen Welt. Asiaten, Franzosen, Holländer, Amerikaner, viele Deutsche, noch mehr Schweden. Manche sitzen apathisch in den Räumen der Freiwilligen Helfer, suchen nach Lebenszeichen ihrer verschollenen Freunde oder Angehörigen. Überall auf der Wiese sind Zelte aufgebaut. Dort bekommt man Wasserflaschen und Kleidung, kostenlos. Alle 20 Meter fragt jemand, ob man Hunger habe. Kleine asiatische Snacks werden gereicht. Vor allem warme Speisen, und niemand will dafür auch nur einen Cent sehen.

Soviel Herzlichkeit rührt uns. Wie können die Einheimischen trotz ihres Leids noch so selbstlos und freundlich sein? Denn sie haben nicht

nur viele eigene Angehörigen in den Fluten verloren, auch der hier so lebenswichtige Tourismus ist auf einmal zusammengebrochen. Die Straßen sind fast leer. In bestimmten Zentren ist Phuket fast eine Geisterinsel. Wir sind von der Gastfreundschaft einfach überwältigt. Ich glaube, das ist ein Grund, warum diese Reise für uns nicht zum Dauerschock werden konnte.

Mannshohe Stellwände voll gespickt mit Vermisstenfotos prägen draußen und drinnen im Rathaus das Bild. Vor den Stellwänden verzweifelte Gesichter und stille Tränen. Eine beklemmende Stimmung. Auf den Stellwänden sind - wild an einander geklebt - private Bilder der Tsunami-Opfer zu sehen. In Farbe und in schwarz-weiß. Mit handschriftlichen oder mit Computer geschriebenen Notizen. Zahlreiche Kinder sind darunter: Namen, unglaublich viele Namen. Meist sind es idyllische Reisefotos und in den Portraits sieht man die Vermissten sehr oft fröhlich lächelnd. Dann folgt auf englisch oder französisch eine kurze Beschreibung und eine Handynummer. Jeden Tag kommen neue Bilder, immer neue Namen dazu.

Die deutschen Namen schreiben wir uns auf. Doch zunächst ist es mit Telefonaten schwierig. Das Handynetz in Thailand ist rund um Weihnachten völlig zusammengebrochen, zur Redaktion haben wir erstmal nur per SMS Kontakt. Gelegenheit, uns im Krisenzentrum genauer umzuschauen. Von einer ortsansässigen Organisatorin, die sich um *volunteers* - um ausländische freiwillige Helfer - kümmert, erfahren wir, dass auch einige Deutsche hier sind, um zu helfen.

An einem der fast einem Dutzend Hotline-Apparate sitzt der Student Marco Buch. Stimmengewirr am einstigen Foyer der Stadtväter, zusammen geschobene Tische, an denen bündelweise verknotete Telefonkabel hängen. Hektisches Gewusel. Im Nebenraum, von Glastüren getrennt, sitzen Männer in Militäruniformen mit Menschen in Schlips, es tagt die nationale Sicherheitskommission. Wir kommen mit dem Deutschen ins Gespräch. Endlich ein Hesse, denken wir, endlich unsere erste Reportage: Die kleine Kamera ist immer dabei. Wir müssen nicht viel aufbauen, legen mit den Dreharbeiten gleich los.

Der 26jährige kann sehr beeindruckend erzählen. Er war auf der Insel Kho Pangjan als alles geschah. Eine Partyinsel mit langen Musikknächten am Strand im Osten Phukets - sie blieb vom Tsunami verschont. Doch die Bilder im Fernsehen ließen ihn und seinen Freund nicht mehr los. Nach Feiern war den beiden nach dem zweiten Weihnachtsfei-

ertrag – dem Katastrophentag - nicht mehr zumute. Sie wollten helfen und fahren dorthin, wo alle so schnell wie möglich wieder weg wollten: zum zerstörten Westen der Insel. Am Telefon gibt Marco Buch deutschen Anrufern Trost, notiert ihr Anliegen und gibt es weiter. Auf seinen Zetteln immer neue Vermisstenamen. „Viele sind sehr gefasst und froh, endlich eine deutsche Stimme zu hören. Manche weinen, und ich kann ihnen nie die Wahrheit sagen“, berichtet er. „Richtig wäre es zu sagen, dass nach so vielen Tagen die Wahrscheinlichkeit wirklich gering ist, dass ihre Lieben noch überlebt haben! Aber ich kann es nicht, ich kann das einfach nicht. Ich möchte ihnen diese kleine Hoffnung jedes mal noch bewahren.“

Dann erzählt er uns, vor einer Stunde habe ein Mann angerufen, der seine Frau und seinen Sohn vermisst. Die Familie war im einstigen Ferienparadies Khao Lak. „Den Kleinen hat ihm eine der vier Tsunami-Wellen regelrecht vom Arm gerissen.“ Während mein Kollege die Kamera steuert, stelle ich die Fragen. Marco Buch berichtet noch von anderen Beispielen: Meine Stimme stockt sehr oft, ich reiße mich zusammen. Am Ende des Interviews laufen mir dann doch Tränen über das Gesicht. Und ich merke, meinem Kollegen geht es genau so.

Und plötzlich sind wir mitten drin im Geschehen. Wir beschließen, alle Krankenhäuser der Stadt aufzusuchen. Im Bangkok Phuket Hospital, einem der best ausgerüsteten, beginnt unsere intensive Recherche nach hessischen Opfern und deren Angehörigen. Im Aufenthaltsraum sitzen wenige Menschen an diesem Morgen und in den Fluren liegen jetzt keine Kranken mehr. Doch ins Foyer kommen weiter Trauben von Menschen mit fragenden Blicken. Die meisten Touristen, die hier notdürftig versorgt wurden, erfahren wir, sind schon von Rettungskräften abgeholt und in ihre Heimat geflogen worden. Wir sprechen Patienten mit dicken Verbänden an Armen und Beinen an. Patienten, von denen wir glauben, sie könnten Deutsche sein. Erst einmal mit wenig Erfolg.

Am Empfang liegen aktualisierte Listen von eingewiesenen Patienten aus; fein säuberlich sortiert nach Namen und Vornamen, nach schwere der Verletzung und Herkunft. Wir sind baff: Datenschutz gilt hier nicht mehr – Katastrophenfall. Unter anderen Umständen würden wir das vielleicht geißeln. Doch wir sind plötzlich dankbar dafür. Und wieder sind keine Hessen dabei, glauben wir. Am *information desk* fällt uns ein deutsches Rot-Kreuz-Team auf. Vier Sanitäter und eine Ärztin laufen immer wieder zu den beiden Aufzügen und kommen mit ernst

Mienen zurück. Dann eilt heimisches Krankenhauspersonal herbei. Man diskutiert. Und wir drehen wieder: Alles, was wir sehen.

Die Teamchefin klärt uns auf: „Wir suchen nach den Patienten, die aus irgendwelchen Gründen in keiner Liste notiert sind. Gott sei dank sind die Krankenhäuser sehr kooperativ. Wir dürfen zu den Intensivstationen hoch und nach europäischen Patienten suchen. Denn diese Listen haben viele Mängel.“ Einige Namen sind falsch geschrieben oder gar nicht erst vorhanden. Das sind keine Einzelfälle, auch noch Tage danach. Die Rot-Kreuz-Mannschaft klappert jetzt alle sechs Krankenhäuser in Phuket nach Patienten ab, die wieder in ihre Heimatländer geflogen werden sollen.

Wir wollen sie begleiten. Leute kommen auf uns zu, fragen uns oder geben uns Tipps. Wenn einer von uns beiden Neues erfährt, übernimmt der andere die Filmaufnahmen. In der Rolle des Kameramanns wechseln wir uns ständig ab. Bald begreifen wir, eine solche Mission kann man als VJs (Videojournalisten) nur zu zweit halbwegs vernünftig erfüllen.

So erfahren wir zufällig von einer Patientin in der Intensivstation, die aus Kassel kommt - Regine Thomale. Wir hatten sie schon auf den offiziellen Listen im Krisenzentrum entdeckt. Aus Deutschland wurde uns gesagt, sie sei nicht mehr in Thailand. Doch die Information erweist sich als falsch. Nur ihr Mann war zurückgefliegen worden. Das erfahren wir von einem Sanitäter im Rot-Kreuz-Team. Regine Thomale ist die Frau eines bekannten Fußball-Trainers in Kassel. „Sie hat schwerste Verletzungen im Brustbereich davongetragen und muss dringend in Deutschland medizinisch versorgt werden“, sagt die Rot-Kreuz-Ärztin. Das Rote Kreuz will alle verletzten Touristen aus Europa finden. Weit über 600 gibt es in Phuket noch. Mit Bundeswehrmaschinen werden vor allem auch die Deutschen wieder ausgeflogen. Nach Frankfurt oder nach München.

Zum ernsthaften Problem bei unseren Recherchen wird die Sprache. Zwar können die meisten Thailänder englisch verstehen. Doch an ihre Aussprache muss man sich gewöhnen. Und selbst dann kommt es immer wieder zu Missverständnissen. Diese Erfahrung hatten auch die Rot-Kreuz-Leute gemacht. „Einer der Gründe, warum die Verletztenlisten so wenig verlässlich sind“, erzählt uns die Ärztin. Aber sie sieht es nicht dramatisch: „Nach der Katastrophe war der schnelle Transport und die beste Versorgung der Verletzten wichtiger, als nach Schreibweisen der Namen zu fahnden.“

Am dritten Tag haben wir schon eine gewisse Routine entwickelt. Wir fahren die zerstörten Küsten ab und sehen über kilometerlange Strecken nur verwüstetes schlamm-braunes Land. Mittlerweile pendeln wir täglich zwei mal zum Krisenzentrum im Süden. Unser Glück: Wir haben einen Taxifahrer gefunden, der jeden Winkel der Insel kennt. Und den wir jederzeit anrufen können. Für diese zahlreichen und langwierigen Transporte geben wir umgerechnet nur 30 Euro am Tag aus. In Thailand ist das Leben für Ausländer nicht teuer.

Inzwischen wissen einige Deutsche, dass wir hier unterwegs sind. So lernen wir jemanden kennen, der uns nach Bang Tao führt. Das war einmal ein schmuckes kleines Fischerdorf. Die meisten Bewohner konnten sich hier retten, aber so gut wie kein Haus steht mehr. In den zum Teil fünf Meter hohen Trümmern arbeiten Freiwillige aus allen Teilen der Erde. Amerikaner und Deutsche. Holländer und Franzosen. Thais und Italiener. Sie fragen nicht, sie helfen den Thais beim Wiederaufbau; Wiederaufbau mit bloßen Händen. Inzwischen schalten wir unsere Kamera kaum noch ab. Jeden Tag eine Geschichte, zu unserer eigenen Überraschung funktioniert es.

An Themen fehlt es hier nicht, wenn man sich wirklich für die Menschen interessiert. Bei unseren Drehs treffen wir selten auf andere Fernsehkollegen. Die meisten suchen wohl weiter nach den Sensationsbildern. Wir bleiben bei den Schicksalen der Menschen hier. Und so ist es auch eine bewusste Entscheidung von Kimmo Wieman und mir erst am vierten Tag unseres Aufenthalts in Thailand nach Khao Lak zu fahren und uns dort umzuschauen. Wir wollen keine aufgedunsenen nackten Leichen sehen, die von der Wucht des Wassers völlig entstellt wurden. Wir schützen uns selbst vor dieser Erfahrung, gesehen haben wir Fotos dieser Art überall. Wir wollen nicht drehen müssen wie Helfer zusammenbrechen und nach dem zehnten Transport einer Leiche orientierungslos über die Trümmer rennen. Wir glauben, solche Bilder getrost den Boulevardmedien überlassen zu können. Und ehrlich gesagt, wir hatten auch ein bisschen Angst vor diesem grausamen Anblick.

Vier Tage nach dem Tsunami sieht man in Khao Lak noch zahlreiche Bagger und rauchende Trümmerhaufen. Schutt und Holzreste werden verbrannt, um den Ausbruch von Seuchen zu verhindern. Wie Spielzeug zerquetschte Autos stehen noch herum, die großen Hotelanlagen mit ihren schweren Betonpfeilern wie Kartenhäuser zusammengefallen und zerstört. Eine Mondlandschaft in braun, wohin wir schauen. So stellen wir uns die Apokalypse nach einem Atomkrieg vor. Wir sehen keine

Leichen, aber überall noch herumliegende Reste von menschlichem Leben. Taschen, Sandalen, Sportschuhe, zerrissene Bademäntel, Plastikstühle - auch ohne Leichen eine erschreckende Szenerie.

Und hier ist der Leichengeruch, den wir fast vergessen hatten, kaum auszuhalten. Wir müssen mit Mundschutz durch die ehemals weltberühmten Strandressorts laufen. Das Sofitel, das Laguna Beach – es gibt sie nicht mehr. Zehn Meter vom Wasser entfernt auf dem Sandstrand stehen die Reste eines Hotelbades. Der Spiegel ist nicht zersprungen, das Waschbecken intakt, sogar die Toilette ist noch da, an der zerfetzten Tür wedelt blaue Plastikfolie im Wind. Alles ist bedeckt von einer dünnen, staubig gewordenen Schlammschicht: Eine Bungalowecke, heraus gebrochen von den Fluten. Wie ein Mahnmal steht sie jetzt da. Mein Kollege und ich sind hier die meiste Zeit still. Sehr lange sind wir an diesem Ort nicht geblieben.

Die Kontakte mit den Mitarbeitern des Krisenzentrums werden so gut, dass uns bald auch der geheime Ort genannt wird, an dem das Bundeskriminalamt an einem Tempel Leichen sezieren lässt. Mitten im Mangrovenwald sind sechs Kühlcontainer aufgebaut, davor ein komplettes, provisorisches Labor unter Zelten. Gerichtsmediziner nehmen von den Leichen Proben: Zähne, Haare, Hornhaut. Damit sie später in Deutschland identifiziert werden können. Die BKA-Beamten aus Wiesbaden unterstützen THW-Leute aus Rüsselsheim und Homberg/Efze. Früh morgens, im Dunkeln, machen wir uns auf, diesen Ort zu finden. Die bewachenden thailändischen Militärs verblüffen uns vor Ort mit ihrer herzlichen Art. Wir dürfen uns frei bewegen und bekommen die Bilder, die wir brauchen. Nur das BKA stellt sich mit Aufnahmen und Interviews stur. An der Absperrung drehen wir trotzdem. Das BKA kliebig, gleichzeitig lässt es aber zu, das neugierige Nachbarn beim Öffnen von Leichen zuschauen können. Für uns eine unwürdige, schier unbegreifliche Situation. Auch das wird Thema unserer Berichte.

Ursprünglich war vorgesehen, dass wir die fertigen Filme per „file transfer“, also mit einem besonderen Satellitengerät eines Kollegen vom NDR hätten überspielen sollen. Das ist eine Art Telefon mit Satellitenantenne, in der Lage per ISDN-Leitung und Datenkomprimierung mehr oder weniger klare Bilder und Töne zu senden. Die Technik ist in einem schweren Koffer verstaut. Der Hessische Rundfunk besaß diese Technik bis zu dem Zeitpunkt noch nicht. Also sind wir auf den NDR angewiesen. Doch der Korrespondent, an den wir uns hätten wenden sollen, ist selbst viel unterwegs. Wir können uns mit ihm nur schwer koordinieren, denn



ein Übertragungsvorgang hätte unter Umständen auch Stunden dauern müssen.

Wieder hilft uns der Zufall. Im Krisenzentrum fragen wir ausländische Kollegen, wo sie ihr Material loswerden. Sie weisen uns auf eine europäische Übertragungszentrale in einem Hotel hin. Das Hotel ist über 30 Kilometer von unserem Standort entfernt. Dort – auf einem Berg - hat sich die EBU, die European Broadcasting Union einquartiert – der Zusammenschluss aller öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten Europas. Von hier können wir unsere Beiträge fortan problemlos nach Deutschland absetzen. Einziger Schönheitsfehler: Für jede Überspielung müssen wir mindestens eine dreiviertel Stunde Fahrt durch kleine Dörfer und verstopfte Straßen einplanen. Das erhöht den Druck.

Zum Produktionsstress trägt manchmal auch die ruhige Art der Thais bei. An einem Tag ist die Zeit mal wieder knapp, um noch die Überspielung hinzukriegen. Plötzlich stoppt der Taxifahrer und wendet. „Ich muss tanken, sonst kommen wir nicht weiter“, entschuldigt er sich. Die Tankstelle ist gefunden und die Ruhe wohl auch. Während ich vor Aufregung kaum noch sitzen kann, unterhalten sich Taxi-Fahrer und Tankangestellte eine Weile. Minuten nach dem Tanken geht der Bezahlvorgang sprichwörtlich in Zeitlupe ab. Wir lernen, die Thais sind alles andere als Hektiker. Eigentlich keine schlechte Eigenschaft, aber ausgerechnet jetzt? „Wir müssen uns beeilen“, sage ich noch. Doch der Taxifahrer - diesmal nicht der, der uns immer fährt - reagiert gelassen: „Das schaffen wir!“ Wir kommen doch zu spät zur EBU! Glücklicherweise aber lässt sich an diesem Tag seine Lösung finden.

Da wir die Fahrten zur EBU immer mitberechnen müssen und wir die Stauverhältnisse im thailändischen Berufsverkehr (es traf uns leider immer zu diesen Zeiten) nie richtig einschätzen können, sind wir abends ständig unter Strom. Denn bei der EBU gibt es wegen der großen Zahl der Kollegen, die in ihre Länder überspielen wollen, strenge Überspielungszeiten. Wenn man die vorgesehene Zeit verpasst, kann es dann trotz neuer Versuche Stunden später für die eigene Sendung, hier also „Hessenschau“ und „Maintower“, viel zu spät sein.

Die Beiträge vertonen können wir hier nicht, es geht um die reine Überspielung. Auch das mit der Mischung müssen wir nämlich selbst machen. Unsere Arbeitstage füllen so locker 15 bis 16 Stunden. Nach der Recherche und nach dem Dreh machen wir uns jeden Abend gemeinsam in einem unserer Hotelzimmer an Schnitt und Mischung. Zusammenge-

setzt haben wir die Bilder auf unseren Laptops, mit dem Schnittsystem Avid-Express. Das klappt ganz gut. Wir besprechen die Dramaturgie der Filme immer nur zusammen. Und auch die gegenseitige Kontrolle der Texte erweist sich als sinnvoll.

Als VJs haben wir neben Bett und Spiegel ein eigenes Produktionszentrum installiert. Hier fühlen wir uns wirklich wie Pioniere des alles-aus-einer-Hand-Journalismus. Es funktionieren alle Produktionsschritte, weil wir uns kaum Pausen erlauben. Die besondere Gestaltungskraft des VJs - in der Theorie eine sehr hehre Vorstellung, in der Praxis ziemlich anstrengend und nur über kurze Zeit bei solchen Einsätzen körperlich wirklich auszuhalten.

Aber merkwürdigerweise sind wir während dieser Produktionsreise nie müde geworden. Ausgepowert fühlten wir uns während des gesamten Einsatzes nicht. Trotz aller traurigen Inhalte und schwierigen Umstände, es war viel Spannung, viel journalistisches Abenteuer dabei. Die Reise in das Tsunami-Gebiet werden wir sicher nicht mehr vergessen.

***Franco Foraci***